

Option für die Armen

Falkensteiner Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis (21. Juni 2020) zu Mt 11, 25-30
von Pfarrer Daniel Lenski, Ev. Martin-Luther-Gemeinde Falkenstein (Ts.)

Predigttext: Mt 11, 25-30

25 Zu der Zeit fing Jesus an und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart.

26 Ja, Vater; denn so hat es dir wohlgefallen.

27 Alles ist mir übergeben von meinem Vater, und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will.

28 Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.

29 Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.

30 Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen.

Liebe Gemeinde,

für unzählige Menschen war sie das Symbol der Hoffnung und des Neubeginns: Die nach oben ausgestreckte Hand umfasst fest die vergoldete Fackel. Der andere Arm hält eine Tafel mit dem Datum der Unabhängigkeitserklärung. Und die zerbrochenen Fesseln deuten die Freiheit an, nach der sich bereits so viele Auswandernde gesehnt haben.

Die Freiheitsstatue an der Südküste Manhattans gilt als das Symbol für den Eintritt in die Neue Welt. Sie war oft das Erste, was die Menschen auf den Auswandererschiffen wahrnahmen, als sie sich den Vereinigten Staaten näherten.

Die Statue wurde als französisch-amerikanisches Projekt gebaut und 1886 eingeweiht. In ihrem Sockel befindet sich der Teil eines Gedichts der New Yorker Schriftstellerin Emma Lazarus. Drei Jahre vor der Fertigstellung des riesigen Monuments erschien ihr Gedicht „The New Colossus“, in dem sie die neue Riesenstatue unterscheidet von den männlichen Heldendenkmälern griechischer Prägung. Vielmehr stehe mit der „Statue of Liberty“ die allegorische Freiheit für eine neue Form der Willkommenskultur.

Es ist der letzte Vers dieses Gedichtes, der in den Sockel der Freiheitsstatue eingelassen wurde. In der deutschen Übertragung heißt er:

„Gebt mir eure Müden, eure Armen,
Eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren,
Die bemitleidenswerten Abgelehnten eurer gedrängten Küsten;
Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen,
Hoch halt' ich mein Licht am gold'nen Tore!
Sende sie, die Heimatlosen, vom Sturm Gestoßenen zu mir.
Hoch halte ich meine Fackel am goldenen Tor.“

Diese Verse waren bereits damals eine eher hoffnungsvolle Deutung der monumentalen Statue und der US-amerikanischen Einwanderungspolitik. Auch im 19. Jahrhundert durfte man zwar müde, aber nicht zu alt und zu krank sein, wenn man in die Vereinigten Staaten einreisen wollte.

Und doch: Mit ihrem Gedicht setzte die Poetin Emma Lazarus einen Kontrapunkt zu dem sonstigen Streben der Nationen nach Größe, Stärke und Ansehen. Dahinter steht ein wahrer Kern: Für lange Zeit verstanden es die Regierungen der USA, dass gerade die Offenheit des Landes gegenüber fremden Kulturen und Menschen aller Kontinente zur Stärke dieses Landes werden sollte.

Der Bogen ist nicht weit, der uns vom Gedicht Emma Lazarus' zum heutigen Predigttext führt: „Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Das sagt Jesus und setzt damit ebenfalls einen Kontrapunkt zur damaligen Gesellschaft: Nicht in der eigenen Stärke, sondern in der Offenheit für die Schwachen verbergen sich ungeahnte Kräfte. Das wahre Führen, so verdeutlicht er seinen Jünger*innen, kommt im Dienen zum Ausdruck. Der endgültige Sieg über den Tod manifestiert sich im Zeichen des Kreuzes.

Jesu Bekenntnis zu den Schwachen und zu seiner eigenen Schwachheit antwortet auf eine Frage des Evangelisten Matthäus. In seinem elften Kapitel, in dem wir den Predigttext finden, geht er der Frage nach, wer dieser Jesus eigentlich ist. Johannes der Täufer ist unsicher: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ (Mt 11,3). Jesu Aussagen und Taten, seine Verheißungen und seine Wunder beantworten diese Frage. Dabei wird deutlich, dass sich Jesus von anderen Wanderpredigern seiner Zeit unterscheidet. Teufelsaustreibungen und Wunder werden auch weiteren Personen zugeschrieben. Doch bei Jesus fällt auf, dass er nicht nur darauf verzichtet, sich von dem Volk, aus dem er selbst stammt, abzugrenzen – sondern im Gegenteil dieses in ein besonderes Näheverhältnis zu Gott rückt: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies Weisen und Klugen verborgen hast und hast es Unmündigen offenbart.“ (Mt 11, 25).

Jesu Rede kann man als elitenkritisch bezeichnen. Zwar stand er im Gespräch mit Pharisäern, Schriftgelehrten und schließlich auch mit dem römischen Statthalter Pilatus über die Frage, was denn Wahrheit sei. Doch Jesu Freunde waren Menschen aus der galiläischen Provinz oder Menschen von zweifelhaftem Ruf. Petrus, Jakobus und Johannes waren Fischer. Mit Zachäus lädt er sich bei einem korrupten Zollbeamten zum Essen ein. Mit Martha und Maria zählten zwei Frauen zu seinem engeren Umgang, was sich damals nicht schickte. Jesus selbst kam aus einem einfachen Elternhaus. Wenn in der Lutherübersetzung vom Sohn des „Zimmermanns“ die Rede ist, könnte sich dies auch auf einen einfachen Hilfsarbeiter beziehen.

Jesus sympathisiert mit den Menschen, die weit weg von der religiösen und politischen Macht zu leben scheinen. Mehr noch: Sie werden bei ihm zu der Gruppe, die Gott besonders gern hat: Selig sind die geistlich Armen, selig sind diejenigen, die Leid tragen. Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind, die hungert und dürstet nach Gerechtigkeit. Als Jesu „Option für die Armen“ hat dies später die lateinamerikanische Befreiungstheologie bezeichnet. Mit dem

Blick auf das Wirken Jesu betont sie, dass die Menschen in den Armensiedlungen Mexikos oder den Favelas in Brasilien Gott näherstehen als manch andere.

„Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ (Mt 11, 29) Jesu Beschreibung seiner selbst wirkt fern von dem, wie sich heute politischer Führungsanspruch in vielen Ländern gebiert: Muskulös und mit nacktem Oberkörper beim Fischen; mit dem Willen, hohe Mauern zu bauen und Grenzen mit noch mehr Schusswaffen zu verteidigen; mit dem Anspruch, das eigene Land in den Vordergrund zu stellen und durch fragwürdige Handelsverträge vorhandene Ungleichheiten auszunutzen. Stattdessen:

„Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Jesu Worte sind Anspruch wie Zuspruch zugleich. Ein *Anspruch*, wie Kirche eigentlich sein soll. Deshalb ist es gut, dass wir uns als Kirchenvorstand der Martin-Luther-Gemeinde in diesem Jahr mit dem Thema Diakonie beschäftigen. Immer wieder drohen die gelebte liturgische Gemeinschaft des Gottesdienstes und die diakonische Gemeinschaft des Helfens auseinanderzufallen. Nicht zuletzt deshalb betont der Präsident der Diakonie Deutschland, Ulrich Lilie, dass die Gemeinde, die die Hände zum Beten faltet, zugleich diejenige sein müsse, die auch die Hände zu den anderen ausstreckt.

Wenn wir heute Margarethe von Pachelbel für ihren Dienst danken und Jasmin Gehrsitz für ihren Dienst segnen, so kommen diese beiden Dimensionen kirchlichen Handelns für einen Moment zusammen. Der diakonische Einkaufs- und Begleitdienst in Falkenstein steht allen Menschen an unserem Ort offen, unabhängig vom Alter, vom Geschlecht oder der konfessionellen Zugehörigkeit. Finanziert wird er durch sehr viele Menschen, die durch Spenden oder Kollekten dazu beitragen, dass der silberne Volvo der Martin-Luther-Gemeinde durch Falkenstein fahren und Menschen abholen oder versorgen kann.

Doch so dankbar wir dafür sind, dass sich immer wieder Frauen und Männer für diese Aufgabe finden und wir diesen Dienst anbieten können – er kann uns nicht von einem Anspruch entbinden, der uns allen gilt: Genauso wie Jesus immer wieder auf die zu blicken, die sich abmühen und beladen sind. Abmühen mit ihrem Alter, mit der Pflege ihrer Angehörigen oder der Einsamkeit, von der sie gerade besonders betroffen sind. Die schwer tragen an der fehlenden Demokratie in ihrem Land, an dem unzureichenden Lohn für die Ernte unseres Kaffees oder den fragwürdigen Bedingungen, unter denen sie unsere Hemden nähen.

„Gebt mir eure Müden, eure Armen,
Eure geknechteten Massen, die frei zu atmen begehren,
Die bemitleidenswerten Abgelehnten eurer gedrängten Küsten;
Schickt sie mir, die Heimatlosen, vom Sturme Getriebenen,
Hoch halt' ich mein Licht am gold'nen Tore!
Sende sie, die Heimatlosen, vom Sturm Gestoßenen zu mir.
Hoch halte ich meine Fackel am goldenen Tor.“

Was wäre das für ein Bild, wenn auch unsere Kirchengemeinde solch eine „beacon of hope“, eine Fackel der Hoffnung, für diejenigen sein könnte, die sie gerade brauchen. Wenn die Gemeinschaft mit Glaubensbrüdern und Glaubensschwestern auf einmal zu einem „sanften

Joch“ wird, wie Jesus sagt - also einer Hilfe, um Lasten zu tragen. Wenn wir aus einem Gottesdienst tatsächlich „erquickt“, also mit neuem Lebensmut gehen können, weil uns die Musik oder der Segen Mut gemacht haben. Hier steckt der *Zuspruch* für jeden von uns, der sich nach Orientierung und Geborgenheit sehnt – gerade in dieser besonderen Zeit:

Ja, ich halte mein Licht hoch am gold'nen Tore. Ich bin Hafen bei Deiner Suche nach Heimat. Du bist willkommen. Hier findest Du Ruhe für Deine Seele.

Und dieser Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu.

Amen.